Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 17. 10. 1937 | Nr. 42

Vor 20 Jahren:

Heer und Flotte erobern Oesel.

„In gemeinsamer Unternehmung von Teilen des Heeres und der Flotte haben wir auf der Insel Oesel Fuß gefaßt."

Amtlicher deutscher Heeresbericht vom 12. 10. 1917.

In den Tagen vom 11. bis zum 17. Oktober jährt sich die Eroberung der Ostseeinsel Oesel zum 20. Male. Sie gehört zu den kriegerischen Ruhmestaten des Jahres 1917, unter denen sie eine besondere Stellung durch das Zusammenwirken zwischen Heer und Flotte einnimmt. Sie ist auch die einzige Kampfhandlung dieser Art geblieben, denn der Kriegsverlauf im Jahre 1918 ergab keine Möglichket mehr zu einer solchen Gemeinschaftsaktion. Das kriegerische Unternehmen wurde besonders sorgfältig und umfassend vorbereitet. Die Oberste Heeresleitung hatte aus den mißglückten Landungsversuchen der Engländer und Franzosen auf der Halbinsel Gallipoli genügend Lehren gezogen. Wenn auch damit zu rechnen war, daß der russische Widerstand nicht allzu groß sein werde, da die Wirren der Revolution des Jahres 1917 den inneren Halt der russischen Truppen bereits stark geschwächt hatten, so war man auf deutscher Seite doch vorsichtig genug, um ihn für alle Fälle in Rechnung zu stellen. Der Chef der Hochseestreitkräfte Scheer hat sich in seinen Erinnerungen eingehend über die Rolle ausgelassen, die der Flotte bei diesem Unternehmen zugefallen war.

Danach war den Seestreitkräften die Aufgabe gestellt, ein Landungskorps nach Oesel zu überführen und dort zu landen. Eine verstärkte Infanteriedivision war dafür von der Heeresleitung zur Verfügung gestellt worden. Es handelte sich um 23 000 Mann mit 5000 Pferden und vielem Gerät. Gemessen an den feindlichen Streitkräften zu Wasser und zu Land mag die Zahl etwas hoch erscheinen; sie war aber gerade auf Grund der Gallipoli-Erfahrungen so stark angesetzt worden, um die Gefahr eines Rückschlags von vornherein unmöglich zu machen. Den Seestreitkräften lag es ob, die Anmarschwege von Minen zu befreien und vorher die feindlichen Stellungen auf der Insel durch Flieger zu erkunden, um die günstigsten Verhältnisse für die Landung festzustellen. In dem Überraschungsmoment lag von vornherein der Erfolg der ganzen Unternehmung überhaupt.

Die Insel Oesel ist mit 2868 Quadratkilometern eine der größten Ostsee-Inseln. Heute gehört sie zu Estland und zählt etwa 40 000 Einwohner. Sie hat zwar viele Halbinseln und Vorgebirge, aber nur wenige Buchten, die für Schiffe zugänglich sind. Für die deutschen Zwecke kam nur die Taggabucht in Betracht, deren Eingang deshalb unter stärkstem Einsatz erzwungen werden sollte. Am Morgen des 11. Oktober 1917 lief die Transportflotte von Libau aus in die Ostsee, zunächst nur von Kleinen Kreuzern und Torpedobooten gesichert. Auf hoher See stießen die Linienschiffe des 3. und 4. Geschwaders zu der Flotte. Sie kamen aus der Danziger Bucht. Minensuchflotillen hatten eine Fahrstraße durch die russischen Minenfelder geräumt, so daß die Fahrt glatt vor sich gehen konnte. Im Interesse der Menschen und Tiere war es auch günstig, daß kein Seegang herrschte. Den Befehl über das 3. Geschwader führte Admiral Behnke, der im vergangenen Jahre gestorben ist. Sämtliche Seestreitkräfte standen unter dem Befehl des Vizeadmirals Schmidt, während General der Infanterie von Kathen die Führung des Landungskorps unter sich hatte.

Die Tages- und Nachtfahrt verlief ohne jede Störung. Beim Morgengrauen des 12. Oktober war der Eingang der Taggabucht erreicht. Zwar hatten die Russen die ihnen drohende Gefahr schon einige Wochen vorher erkannt und deshalb an den beiden Eingängen der Taggabucht, auf den Kaps Hundsort und Ninnast, Batterien aufgestellt. Dennoch wurden sie völlig überrascht, als um 5.30 Uhr die Flotte das Feuer begann, unter dessen Schutz Radfahrer-Abteilungen gelandet wurden, welche die Russen in den Kapbatterien überrumpelten und hinauswarfen. Die Ausschiffung der 42. deutschen Division nahm den ganzen Tag und einen Teil der Nacht in Anspruch. Sie ging ohne Störung vor sich, da die Russen es nicht wagten, Flieger oder Seestreitkräfte einzusetzen.

Die deutschen Truppen gingen ungestüm vor. Russische Widerstände, die sich nur schwach bemerkbar machten, wurden im Nu überrannt. Bereits am 13. Oktober wurde bei Orissar der Ostrand der Insel besetzt. Bis zum 17. Oktober fielen der Rest der Insel und die benachbarten Inseln Moon, Dagö und Runö in die Hände der deutschen Landungstruppen.

Um die Erfolge des Landheeres zu sichern, erhielt Admiral Behnke am 16. Oktober den Befehl, die russischen Seestreitkräfte im Moonssund und im Rigaischen Meerbusen anzugreifen und zu vertreiben. Mit vorbildlichem Schneid führte Behnke den Befehl aus. Mit den Linienschiffen „König" und „Kronprinz" und den Kreuzern „Kolberg" und „Straßburg" griff er das russische Linienschiff „Slawa" an, das in Brand geschossen wurde und bald darauf unterging. Das Linienschiff „Grashdanin" und der Panzerkreuzer „Bajan" wurden so schwer beschädigt, daß sie für die weitere Dauer des Krieges vollkommen ausfielen.

Die russische 107. Division wurde gefangen genommen. Drei Generale, 3 Obersten und 5000 Mann, nebst einer Reihe von Geschützen, Minenwerfern usw., ergaben sich den Deutschen, die erfreulicherweise nur geringe Verluste erlitten hatten. Zu ihnen gehörte freilich ein Offizier, dessen Name uns ganz besonders wert und teuer ist: Walter Flex. Er war damals Leutnant und Kompanieführer beim Regiment 148. Beim Dorfe Lewwel, in der Nähe des sogenannten Peudehofs, erhielt Flex bei der Entwaffnung russischer Infanteristen zwei Schüsse an der Hand und in den Leib. Gefangene russische Militärärzte legten ihm die ersten sachgemäßen Verbände an. Ein Versuch der deutschen Ärzte, Walter Flex durch eine Operation zu retten, scheiterte daran, daß er durch den übermäßigen Blutverlust bereits zu sehr geschwächt war. Am 16. Oktober 1917 ist dann Walter Flex still in die Ewigkeit hinübergegangen. Ein Dichter und ein Kämpfer für sein Vaterland, dessen Gedanken wir bereits gelegentlich seines 50. Geburtstages am 6. Juli d. J. ehrend begangen haben. In eroberter Erde wurde ihm die letzte Ruhestätte bereitet. Die Erinnerung an die Oeseler Tat ist für alle Zeiten mit dem Heldentod von Walter Flex unlösbar verbunden.

*

Wie Walter Flex den Tod für sein Vaterland starb.

Auf dem Truppen-Transporter, der, wie oben beschrieben wurde, kurz vor dem Landungsziel Oesel auf eine Mine stieß und sank, befand sich auch der Leutnant und Kompanieführer Walter Flex. Wie alle Mannschaften des bedrohten Transports wurde auch er von einem Torpedoboot übernommen und an Land gebracht. Den mit großartigem Schneid vorgetragenen Angriffen des deutschen Landungskorps waren die Russen nicht gewachsen. Nachdem die Küstenbatterien zum Schweigen gebracht waren, wichen sie unaufhaltsam in das Innere der Insel zurück.

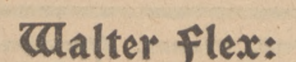
Leutnant Flex war Führer der 9. Kompanie des Infanterie-Regiments 138. In den Mittagsstunden des 15. Oktober erhielt das Regiment von der Brigade den Befehl zum Angriff auf Kahust. Angriffsziel des 3. Bataillons in diesem Abschnitt war Lewwal. Leutnant Flex enwickelte den 2. und 3. Zug seiner Kompanie gegen einen Steindamm, der den Russen gute Deckung bot. Er selber befand sich beim Reservezug, der mit 300 Metern Abstand folgte.

Der rechts vorgehende 3. Zug hatte sich bald bis auf Einbruchsentfernung an den Gegner herangearbeitet und warf den Feind. Zu Hunderten wurden die Russen gefangengenommen. Nachdem die Häuser von Lewwal und Peude systematisch durchkämmt worden waren, ritt Leutnant Flex zum Park von Peudehof, der noch voller Russen war. Er gab dem Zugführer des 3. Zuges, einem Offiziersstellvertreter, den Befehl, die Russen zur Übergabe aufzufordern.

Der Offiziersstellvertreter war gerade im Begriff, diesen Befehl auszuführen, als ein russischer Offizier auf ihn anlegte. Der Deutsche sprang beiseite und kam ihm durch einen Schuß zuvor. Aus dem Haufen der Russen fielen ebenfalls Schüsse. Einer davon, ein Bauchschuß, traf Leutnant Flex, der auf seinem Pferde ein nur zu gutes Ziel bot. Das Ganze hatte sich in wenigen Sekunden abgespielt. Der Angriff ging weiter. Er endete mit der restlosen Säuberung des Parks und der Gebäude von Peudehof.

Gleich nach dem siegreichen Angriff brachte man den schwerverwundeten Kompanieführer in ein russisches Hospital, das sich im Park befand. Der russische Stabsarzt untersuchte ihn. Eine Operation war wegen des Blutverlustes und der damit verbundenen Körperschwäche nicht durchführbar. Sein Bursche blieb bei ihm. Im gleichen Zimmer lagen einige verwundete Russen. Eine russische Schwester betreute den deutschen Dichter. Zwischen flüchtigem Schlaf und schmerzvollem Wachen verbrachte Flex die Nacht. Herzbeklemmungen stellten sich ein. Am nächsten Morgen unterhielt er sich noch auf kurze Zeit mit ihn besuchenden Kameraden. Im Laufe des Vormittags setzte unaufhaltsam der Kräfteverfall ein. In der dritten Nachmittagsstunde dieses 16. Oktober ging das Leben von ihm. Im Park von Peudehof wurde er am nächsten Tage zur letzten Ruhe bestattet.

Sein Wesen und sein Geist aber gingen weiter mit in den marschierenden grauen Kolonnen, denen er sich zugehörig fühlte in guten wie in schlechten Tagen. Und sie vergaßen ihn nicht, ihren Leutnant und Kompanieführer, den Dichter Walter Flex.



Walter Flex:

Rein bleiben und reif werden — das ist schönste und schwerste Lebenskunst!

Fahrt zwischen Minenfeldern.

Ein Augenzeuge schildert die Landung auf Oesel.

Das heldenmütige Oesel-Unternehmen, die Fahrt von Transportschiffen mit 60 000 Mann zwischen dichten Minenfeldern, ist in die Geschichte der Neuzeit als eine vorbildliche kombinierte Kriegshandlung von Land- und Seestreitkräften eingegangen. In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" schildert unser Landsmann, der bekannte Romanschriftsteller und Dramatiker **Hans Kyser** aus eigenem Erleben die gefahrvolle Landung der deutschen Truppen auf Oesel, die die Eroberung der baltischen Inseln einleitete.

Über das regennasse und finstere Deck der „Corsika" tappe ich mich zur Kommandobrücke hinauf. Jeder Lichtschein kann uns verraten. Alle Luken und Türen sind abgedichtet. Meine Koje liegt dicht neben dem Maschinenraum. Die Maschinen stampfen und rattern. Es geht in beschleunigter Fahrt. Noch vor der Morgenhelle muß die feindliche Linie vor uns liegen. An die Bordwände drängen sich die dunklen Gestalten der Soldaten. Die meisten ruhen unter Deck, die Schwimmwesten umgeschnallt. Tiefste Stille . . .

Alarmbereitschaft.

Die riesigen schwarzen Kolosse der Kampfschiffe, die uns begleiten, tauchen aus der Dunkelheit vor uns auf. Sie warten und lassen uns ganze nahe an sich vorbei, um in unserer Kiellinie zu folgen. Vor uns die Hecklampe der „Equity", eines kleinen Transportdampfers wie der unsrige, weist uns den Weg. Wir fahren schon gegen zwanzig Stunden. Alles wartet auf den Morgen, der uns vor Oesel sehen wird. Werden wir die Landungsbucht durch die Minenfelder ungefährdet erreichen, werden die Batterien auf Kap Hundsort und Kap Ninnas uns vorzeitig erspähen, erwartet uns der Feind in seinen Stellungen bei Kallasma?

Die Erwartung wächst von Minute zu Minute. Mit breiten Phosphorfunken leuchtet das Meer um unser Schiff, gespenstisch schimmert der Viertelmond aus dem jagenden Gewölk und hebt deutlicher die Schatten der Torpedoboote, die nicht von unserer Seite weichen, aus der Finsternis. Schiff hinter Schiff, eine endlose Kette, schleicht sich, zum furchtbaren Morgenüberfall mit allen Geschützen und kampfgerüsteten Männern bereit, der Küste näher und näher.

Da dreht weit vor uns das Pinassen-Mutterschiff vom Kurse ab. Sofort umkreisen es Torpedoboote. Man hört Kettenklirren, dunkle Rufe durch die bleiche Dämmerung, und Pinasse um Pinasse gleitet lautlos in die Flut. Die Torpedoboote haben sich an unsere Spitze gesetzt, an ihrer Stelle begleiten uns sechs kleine Dampfboote, immer in gleicher Fahrt bleibend. Da plötzlich aus dem Meer ein tanzendes Licht: Das als äußerstes Feuerschiff wartende U-Boot. Die Offiziere stehen auf dem knapp über Wasser ragenden Kommandoturm. Wir sind nun nicht mehr fern der Küste. Der Hauptmann befiehlt Alarmbereitschaft. Ganz fern im grauen Morgenlicht zeichnet sich ein dünner Streifen Land ab: die Nordküste Oesels, in deren erste zwölf Kilometer tiefe Bucht wir einfahren.

Die Stunde der Entscheidung.

Die Uhr zeigt 5 Uhr 20. Der Kommandant klappt noch einmal den abgeblendeten Kompaß auf. Wir steuern nach Süden, die Stunde der Entscheidung ist da. Es weitet sich der Umkreis des Horitonzes, und vor den Augen des Feindes liegt, soweit die Sicht reicht, Schiff an Schiff, ganz fern, wie ungeheure Schlachttürme, die großen Kreuzer und Linienschiffe, vor ihnen in weiter Kette die Transportdampfer. Die Torpedoboote jagen schon voraus, lassen ihre Kutter herab, in die die Besatzung springt, Kommandostimmen erschallen.

Auf den Relings der Kommandobrücke stehen die Signalmatrosen und schwingen ihre Fahnen, an den Masten spielen die Lichtsignale. Aller Augen sind gegen den leicht erhöhten Strand gerichtet, der noch totenstill daliegt. Da ein Schuß! Die Batterie von Hunds'ort hat uns gesichtet. Von den Schlachtschiffen her hebt sich ein roter Schein wie eine riesige feurige Wimper auf. Die erste Breitseite ist abgefeuert. Ein dumpfer Donner rollt vom Meere heran, der deutsche Willkommensgruß für Oesel. Unsere „Corsika" fährt noch mit halber Fahrt. Wir haben den Stoßtrupps zu folgen.

Auf eine Mine gelaufen . . .

Von der Kommandobrücke aus betrachten wir das gewaltige entscheidungsvolle Schauspiel. Der Komandant ist zufrieden: er hat sein Schiff mit der kostbaren tausendköpfigen Menschenladung sicher in die Bucht gebracht. Er ruft zu uns herüber: „Die Sache klappt! Die Torpedoboote gondeln vor dem Feinde ruhig herum, als suchten sie sich die besten Ankerplätze.“ Da schlägt etwas von unten her mit ungeheurer Wucht gegen das Schiff. Ein entsetzlicher, jäher Ruck, der unsere „Corsika“ eine Sekunde lang emporzuheben scheint. Niemand auf dem nächstfahrenden Dampfer hat diesen dumpf wie aus der Meerestiefe emporgeschleuderten Ton gehört.

„Eine Mine“, sagte der Kommandant mit zusammengerissenem Gesicht. Viele liegen hingeschleudert, halten die Reling umpreßt, stürzen aus dem Zwischendeck, in das die Kohlen vom Maschinenraum hineingeschleudert sind. Die Heizer springen die steilen Treppen hinan, schon jagt ihnen der kochende Dampf nach. Aus den Kajüten, deren Licht erloschen ist, kommen die Offiziere gelaufen. Aber dann tönt wie ein einziger Befehl der Ruf: „Ruhe!“ Einer schreit es zum anderen, schreit es zu sich, und jeder gehorcht. Es gibt ja keinen an Deck, der nicht dem Tode oft ruhig ins Auge gesehen hat: so bleibt jeder auf seinem Platz stehen, gürtet sich die Schwimmweste fester. Es sind vielleicht nicht mehr als 200 Mann an Bord, die schwimmen können, aber es gibt kein Murren, kein Hasten, nur einen gespannten Blick nach Osten und Westen, ob uns niemand zu Hilfe eilt.

Während das Wasser am Steuerbord steigt und steigt, ein kläglicher Dampf aus der zertrümmerten Maschine in die Luft wirbelt, erwacht vor uns der Feind, und um uns donnern mit gewaltigem Mündungsfeuer die schweren Schiffsgeschütze. Heulend fliegen über uns die Schüsse, die Wasserflieger kreisen, die ersten Pinassen halten vor Land. Die Gewehre hoch über den Köpfen springen die Stoßtrupps ins brusthohe Wasser. Das deutsche „Hurra“ schallt vom Strand herüber. Die ersten Truppen hatten die Stellungen gestürmt, und vorwärts geht es zu den feindlichen Batterien. Wir aber sinken, und einer sagt zum anderen: „Nun müssen wir schwimmen.“ Am Mast unser Signal, unsere roten Leuchtkugeln rufen um Hilfe. Da schießen in voller Fahrt zwei Torpedoboote heran. Sie kommen näher und näher. Niemand drängt sich vor, jeder bleibt an seinem Platz, und wer sein Gewehr abgelegt, nimmt es wieder zur Hand.

Alle Mann gerettet!

Der Kommandant aber kennt seine Verantwortung und kann vor solchen Männern die Worte wagen, die er von der Kommandobrücke durch sein Sprachrohr hinüberruft: „Schiff sinkt rapide, Kesselexplosion kann bevorstehen.“ Da legen auch schon die Torpedobote an Steuer- und Backbord an, und Mann für Mann klettert, von den Matrosen gefaßt, hinüber.

Die Torpedoboote fahren ab, neue kommen. Das Schiff liegt dicht vor dem Wasserspiegel; es sinkt nicht mehr. Alle Mann wurden gerettet. Als letzter verließ der Kommandant das Schiff, das noch an die eroberte Küste gebracht wurde. Als wir uns aus dem Torpedoboot ausschifften, war die Landung ganz ohne Verluste geglückt, der Feind völlig überrascht, geflohen, die ersten Batterien gestürmt. Sofort wurde der Vormarsch begonnen.

Gebet um Kraft

Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden,
alles Menschenleben ist Kranken und Wiedergesunden.

Doch in der schwächsten Stunde auch flehe ich nicht um mein Leben,
Gott, du kannst es mir nehmen, du hast mir's gegeben.

Eines erfleh ich im Stande der Schwachheit von dir allein:
lass die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein!

Gott, du hast mir noch immer die matten und schlaffen
Stunden zum würdigen Leben umgeschaffen —

Lass mich vom Brot des Todes nicht feige und unwürdig essen,
lass in der heiligen Wandlung mich alle durchlittene Schwacheit
[vergessen!

Walter Flex

Nomaden des Nordens.

Eine Reise zu den Renntierlappen.

Ein Besuch in Lappland ist eine schwierige, aber lohnende Aufgabe. Die kleine Stadt Boden liegt in Schweden. Von dort aus ist es nur ein Katzensprung nach Lappland. Abisco ist die Grenzstation der europäischen Zivilisation. — Dort kann man die ersten Lappen erblicken. Sie stehen vor dem Bahnhof, strecken ihre kleinen gelben Hände aus, zeigen auf einen Tabakbeutel und rufen auf Englisch aus: „Good bay, Sir, very cheap, Sir, only ten crowns, Sir“ („Guten Tag, mein Herr, sehr billig mein Herr, nur zehn Kronen, mein Herr . . .“)

Das ist also Lappland, glaubt der Reisende und ist enttäuscht. Aber er hat keinen Grund, enttäuscht zu sein. Denn die Lappen, die hier Tabak verkaufen, sind nur die wenigen, die schon von der Zivilisation angesteckt sind. Sie wurden ins Ausland verfrachtet, um in der sogenannten „Völkerschau“ angestaunt zu werden. Einige Monate später kamen sie zwar wieder nach Lappland, aber jetzt hielten sie sich schon für etwas Besseres, als ihre Artgenossen. Das Nomadenleben gefiel ihnen nicht mehr, und sie treiben sich jetzt in den wenigen Städten des Landes herum und — hungern. Der Hauch der europäischen Zivilisation hat ihre Eistenzgrundlage vernichtet.

Die übrigen Lappen aber führen weiter ihr Nomadenleben und durchreisen das ganze Land mit ihren Renntierherden. Diese sind der einzige Reichtum des Lappen; von ihnen entnimmt er alles, was er zu seiner Nahrung und Kleidung bedarf. Zum Unterhalt einer Familie ist eine sehr große Zahl dieser Tiere erforderlich; wer nicht mehr als 100 Renntiere besitzt, zählt zu den Armen und muß sich mit seiner Herde an einen größeren Besitzer anschließen. Er ist gezwungen, diesem reichen Herrn zu dienen und so seine Selbständigkeit aufzugeben.

Die wenigen seßhaften Lappen, die es gibt, werden Wald- und Fischerlappen genannt. Diese bilden aber die verschwindende Minderzahl. Daß die übrigen Lappen nomadisieren, und daß keine Hoffnung besteht, sie einmal seßhaft zu machen, hat eine sehr interessante Ursache. In Schweden gibt es ein Gesetz, das den Lappen verbietet, Grund und Boden käuflich zu erwerben. Der Schwedische Staat erlaubt den Lappen, in ganz Lappland umherzuziehen und die geeignetsten Weiden für ihre Renntierherden aufzusuchen. Sie dürfen auch jagen und fischen, sie dürfen nur keinen Boden erwerben.

Dieses sehr grausame Gesetz scheint ganz nutzlos zu sein. Aber es scheint nur so. Die Schweden haben ihre stichhaltigen Gründe, den Lappen den Bodenerwerb zu verbieten. Lappland besitzt sehr reiche Bodenschätze. Die Schweden suchen dort Gold und Kohle. Der Boden muß also ihnen gehören, damit sie seine Schätze ausbeuten können. Den Lappen interessiert dies nicht. Unter den Gold- und Kohlenarbeitern findet man keinen einzigen Einheimischen. Die Arbeiter werden zwar gut bezahlt, aber noch nie konnten die Lappländer in das Arbeitsjoch eingespannt werden. Sie leben ihr eigenes Leben.

Die Renntier-Lappen haben bis heute ihre Eigenart bewahrt. Sie gerben Häute, verfertigen Zwirn aus Sehnen der Renntiere, weben Decken, stricken Handschuhe, stellen hölzerne Gerätschaften, Kähne, Schlitten und die nötigen Kleidungsstücke her. Die Tracht der beiden Geschlechter ist wenig verschieden; sie besteht in einem Pelz, Beinkleidern, Schuhen und ist je nach der Jahreszeit aus Renntierfell, Filz oder gar grobem Tuch.

Die Lappen kennen weder Frühling noch Herbst. In Lappland gibt es nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Die Sommernächte gleichen den Tagen. In Abisco kann man um Mitternacht herum ohne jede Beleuchtung seine Zeitung lesen. Natürlich nur eine auswärtige Zeitung: denn in ganz Lappland erscheint kein Blatt.

Der Sommer ist herrlich, um so unangenehmer der Winter. Er tritt ohne jeden Übergang von einem Tag zum anderen ein. Bald darauf verschwindet auch die Sonne, und bleierne Finsternis drückt auf den größten Teil des Landes. Die Wege sind von Weihnachten bis Ostern fast ungangbar. Die Lappen müssen daher ihre geliebten Gebirge, die Hochplateaus, verlassen und in das niedere, waldreiche Land zurückkehren. In den Sommermonaten bauen sich die Lappen ein Zelt aus einem mit Renntierfellen bedeckten Stangengerüst. Die Winterhütte ist aber viel fester. Außen ist sie mit Rasen bedeckt, innen mit Renntierfellen bekleidet. Oft wird sie ganz eingeschneit.

Die Lappen bekennen sich zwar gegenwärtig alle zum Christentum, aber ihre heidnischen Gewohnheiten haben sie dennoch beibehalten. Sie bringen ihren alten Göttern auf Bergspitzen, Seeinseln und in Höhlen noch immer Renntieropfer dar. Auch die Zauberer und die Wahrsager haben ihre Macht behalten. Ganz altertümlich sind bei den Lappen die Heiratssitten. Der Mann, der um eine Frau wirbt, muß zuerst den Beweis führen, daß er über eine genügende Anzahl Renntiere verfügt. Nach diesem Beweis muß er sich mit den Eltern des Mädchens einigen und ihnen ihre Tochter gegen eine größere oder kleinere Anzahl Renntiere regelrecht abkaufen. Erst dann darf er das Mädchen in seinen Besitz nehmen. Eine Scheidung in unserem Sinne gibt es bei den Lappen nicht, da es leicht möglich ist, daß das Mädchen, das seine Eltern verläßt, viele Jahre hindurch diese nicht wieder sieht.

Die geistige Begabung der Lappen ist nicht besonders groß. Sie fühlen sich in ihrem primitiven Dasein wohl und wollen daran auch nichts ändern. Sie besitzen aber, wie fast alle Nomadenvölker, die in Berührung mit der zivilisierten Welt kommen, ein ganz gefährliches Laster. Ihre Trunksucht ist in den skandinavischen Ländern sprichwörtlich. Schon im Jahr 1723 mußten strenge Gesetze für den Verkauf von Branntwein an die Lappen erlassen werden.

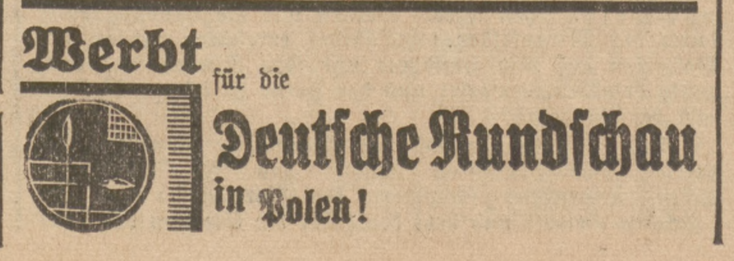
Weißt du, wieviel Sternlein stehen?

Die Mutter hatte versprochen, den Kindern einmal von den Sternen zu erzählen. Sie hatte einen der sternklaren Abende abgewartet, und als die Sterne in einer unbeschreiblichen Pracht an dem tiefdunklen Himmel standen, nahm die Mutter die Kinder mit hinaus. „Einen Sternenspaziergang wollen wir machen“, sagte sie, und da war selbst Fred, der wissenschaftlich gebildete Quartaner, mit Begeisterung dabei. Reni hängte sich der Mutter an den Arm. „Wieder solche schönen Geschichten wie vom Mann im Mond, Mutti?“ Die Mutter lächelte ihr zu: „Ja, Reni, da könnte man stundenlang und nächtelang ohne Aufhören erzählen, wie die Volkspoesie in ihren Sagen die Sterne umkleidet hat, was sie von dem Entstehen aller Sterne und von dem einzelner, besonders deutlich am Firmament erkennbarer zu berichten weiß. Natürlich hat es die Menschen immer beschäftigt, und sie haben es sich zu erklären versucht, wie die leuchtenden Sterne an den Himmel gekommen sind. In der Oberpfalz erfand man die Deutung, daß einst, als die Erde eben erschaffen und noch weich war, gewaltige Riesen darauf umhergingen. Unter ihren großen und schweren Fußtritten entstanden in der weichen Erdmasse Berge und Täler. Am Himmel standen zu jener Zeit nur Sonne und Mond. Und einmal machten sich die Riesen wie richtige Knaben ein Vergnügen daraus, nach der Sonne zu werfen. Sie trafen aber meistens schlecht, und ihre Kugeln durchlöcherten das Himmelsgewölbe. Seit der Zeit aber blickt durch diese Löcher das strahlende Licht des Himmels, das wir Sterne nennen. In Afrika hat man dagegen eine andere Erklärung. Man sagt dort, daß die Spinne einst einen langen Faden spann, den der Mond zum Himmel trug. An diesem Faden kletterte der Specht zum Himmel empor und begann in seinem bekannten Fleiß, Löcher in das Gewölbe zu picken. Das Feuer, das im Himmel seine Heimat hat, leuchtet seitdem durch diese Löcher zur Erde nieder.“ Reni war über diese Sage ganz begeistert, während Fred es mehr mit den Riesen hielt und zu ergründen versuchte, wie groß ihre Stiefel gewesen sein mußten, wenn unter ihren Tritten die Alpen entstanden.

„Nun hört aber noch eine Geschichte“, nahm die Mutter die Erzählung wieder auf, „die man sich ebenfalls in Afrika erzählt. Sonne und Mond, die Geschwister sind, wollten sich einmal necken und überlisten, wie es irdische Geschwister wohl auch manchmal tun sollen, — nicht wahr, Fred? Der Mond schlug also vor, sie wollten ihre Kinder ins Wasser werfen, jeder sollte die seinen in einen Sack stecken. Die Sonne war einverstanden, und da sie ehrlich ist, tat sie auch wirklich ihre Kinder in einen Sack und schüttete sie in einen Fluß. Der Mond erschien ebenfalls mit einem Sack und leerte ihn aus. Aber die Sonne merkte nicht, daß er Kieselsteine hineingetan hatte. Am Tage darauf erschien nun die Sonne ganz allein am Himmelsgewölbe und machte ihren täglichen Spaziergang. Als jedoch der Abend kam ging der Mond wie gewöhnlich mit allen seinen Kindern, den Sternen, aus. Da wurde die Sonne sehr zornig, und des Mondes Verteidigungsrede, daß sie allein hell genug leuchtete und daher keine Begleiter brauchte, half gar nichts. Die Geschwister schieden in Unfrieden und begegneten sich seitdem bis auf den heutigen Tag nicht mehr. — Nach den Sagen der Indianer in Nordamerika hat der Rabe, der sich in einen Adler verwandelte, die Sonne aus dem Lande des Lichts gestohlen, zugleich mit einem Kind des Himmels. Dieser geraubte Knabe entfloh später mit einer Sklavin, und sie nahmen auch die in einer Kiste verborgene Sonne mit. Nach Jahren verlangte ein Sklave des Raben die Tochter dieses Paares zur Frau. Der Vater aber schlug ihm die Bitte ab. Aus Rache stahl nun der Sklave die Sonne, und er zerschlug sie voller Wut und Verzweiflung in unzählige Stücke, die durch den Schornstein an den Himmel flogen. Das größte Stück blieb als Sonne am Himmel stehen, das nächstgrößte als Mond, und aus den vielen Splittern wurden die Sterne.“

Mutter und Kinder sahen lange in den bestirnten Himmel hinauf. „Wie klar heute die Milchstraße hervortritt!“ sagte die Mutter. „Besteht die wirchlich aus Milch?“ fragte Reni. „Nein, Reni, du bist doch zu dumm“, wies Fred sie in überlegenem Ton zurecht. „Wie sollte die Milch an den Himmel kommen? Das sind doch alles Sterne, und sie sind so weit entfernt, daß wir die einzelnen gar nicht sehen und deutlich erkennen können.“ „Für eine Straße hat man dieses Sternenband schon immer gehalten, und nur der weißgrauen Farbe wegen brachte man sie mit der Milch in Verbindung, weil diese so ähnlich gefärbt ist. In Norddeutschland sagt man, die Farbe der Milchstraße und überhaupt ihr Vorhandensein rührt daher, daß Wotan einst mit seinem feurigen Wagen hoch durch die Luft fuhr, dabei dem Himmelsgewölbe zu nahe kam und einen breiten Streifen des blauen Himmels versengte. Diese Stelle ist noch heute wegen ihrer vom übrigen Himmel abweichenden Farbe zu erkennen, — es ist die Milchstraße. Nach afrikanischem Volksglauben aber ist die Milchstraße die prächtigste Straße des Himmels, an der sich die Sterne bei besonderen festlichen Gelegenheiten versammeln.“

C.



Streik der jüdischen Studenten in Warschau.

Am Donnerstag früh brach in allen Warschauer Hochschulen zum Zeichen des Protestes gegen die Ghetto-Bänke ein zweitägiger Demonstrationsstreik der jüdischen Studenten aus. Diese waren zu den Vorlesungen nicht erschienen. Die streikenden Studenten versammelten sich im Jüdischen Akademischen Haus, wo eine 48stündige Blockade verkündet wurde, an der sich einige Hundert jüdische Studenten beteiligen.

In Lemberg bildeten die Hochschulen am Donnerstag den Schauplatz von antisemitischen Ausschreitungen. Wie der Rektor der Höheren Handelsschule erklärte, drang eine aus 15 Personen bestehende Bojówka um 10 Uhr vormittags in die Unterrichtsräume und verprügelte einige Studenten.

Im Zusammenhang mit dem Vorgang ordnete der Rektor die zwangsweise Legitimierung der die Anstalt betretenden Personen an, damit fremde Elemente nicht in das Gebäude gelangen können. In den Korridoren der Universität wurden einige jüdische Studenten verprügelt. Die Rettungsbereitschaft erteilte vier Verletzten die erste Hilfe. In der Technischen Hochschule wurden fünf jüdische Studenten verprügelt. Ein Schwerverletzter wurde ins Krankenhaus geschafft. Hier beschlossen die jüdischen Studenten, zum Zeichen des Protestes am Freitag in einen eintägigen Streik zu treten.

Eine mongolische Fabel vom Wolf und vom Fuchs.

Der in Frankreich sehr bekannte Forschungsreisende Bouillane de Lacoste, der soeben gestorben ist, erzählt in seinem Buch „Im heiligen Land der alten Türken und Mongolen“ eine hübsche Fabel vom Fuchs und vom Wolf, die in mongolischen Ländern verbreitet ist:

Ein Fuchs und ein Wolf, die so manchen gemeinsamen Raubzug unternommen hatten, streiften eines Tages am Ufer des Sees von Saughin-Dalai entlang und sannen auf einen neuen schlechten Streich. Plötzlich bemerkten sie hinter einem Felsen einen mit Butter gefüllten Schlauch. Die beiden Raubgesellen grübelten darüber nach, nicht etwa, wie sie ihn sich redlich teilen könnten, sondern wie jeder von ihnen die Butter in seinen alleinigen Besitz brächte. Sie einigten sich schließlich darauf, daß der Schlauch dem Ältesten von ihnen gehören sollte.

„Als ich noch von meiner Mutter gesäugt wurde — sagte der Wolf — war dieser Berg, auf dem wir jetzt stehen, erst so groß wie ein Maulwurfshügel und der Saughin-Dalai war nicht größer als eine Wasserpfütze. Aber warum bist du so traurig?“

„Warum ich weine? — erwiderte der Fuchs — weil ich an meine drei Kinder denke, die inzwischen leider gestorben sind. Du weißt es ja. Das jüngste von ihnen war genau so alt wie du.“